



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle.  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“  
 W. u. d. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-Jesu).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 2, 1-11. „In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Cana in Galiläa; und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und da es am Weine gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das thut. Es standen aber dafelbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maas hielt. Und Jesus sprach zu ihnen: Füllet diese Krüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis oben an. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre, (die Diener aber, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn die Gäste genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Cana in Galiläa; und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.“

Die Hochzeit zu Kana.

Wie glücklich, lieber Leser, waren die Neuvermählten, Jesus und Maria zu ihrem Feste eingeladen zu haben! Dank der erhabenen Gegenwart des Herrn und Seiner heiligen Mutter, war dort alles heilig und erbaulich, — und alles war dort glücklich. Als der Wein fehlte, da bemerkte Maria, die immer ein offenes Auge für die Bedürfnisse derer hat, die sie lieben, die peinliche Verlegenheit der Neuvermählten und ihrer nächsten Angehörigen; und ohne erst abzuwarten, bis man sie um ihre Vermittlung anging, rief sie selbst die Allmacht ihres göttlichen Sohnes an. Nach einer scheinbaren Härte, die uns lehrt, daß in der Ordnung der göttlichen Dinge die natürlichen und rein menschlichen Gefühle kein Recht haben gehört zu werden, — verwandelt Jesus das Wasser in einen kostbaren Wein, der den Speisemeister zu der Frage an den Bräutigam veranlaßt: Warum hast du den besten Wein bis zum Ende aufbewahrt?

Die Güte des Herrn, die uns, lieber Leser, aus diesem ersten öffentlichen Wunder entgegenstrahlt, wird auch uns alle Bitterkeiten des Lebens — selbst die Todesstunde — versüßen, wenn wir Wert darauf legen, in der Vereinigung mit ihm zu leben und alle unsere Handlungen in dieser Vereinigung zu verrichten. Alle Güter dieser Welt vermögen ja das Sehnen unseres Herzens nicht zu stillen: „Du hast uns für Dich geschaffen, o Herr! und unser Herz bleibt unruhig, bis es ruht in Dir“ (Augustinus).

Durch jenen wunderbaren Wein verflüdet und verfürzt der Herr auch das künftige, große und andauernde Wunder des heiligsten

Marrs sakramentes, durch welches in dem „Kelche der Segnung“ der Wein der Traube verwandelt wird in „das Blut des Neuen Testaments“, — das jenes Blut, das dem „wahren Weinstock“ in der Kelter des Leidens entquollen, Seine Braut (die Kirche) nährt und mit übernatürlicher Freude erfüllt.

Es wird dich, lieber Leser, jedenfalls interessieren, den großen hl. Augustinus über das in Kana gewirkte Wunder zu vernehmen. Die Zeit (sagt er), die der Ankunft des Erlösers vorausging, wird überhaupt in sechs Perioden, Epochen oder Zeitalter eingeteilt: Die erste von Adam bis Noe, die zweite von Noe bis Abraham, die dritte von Abraham bis Moses, die vierte von Moses bis David, die fünfte von David bis zur Auswanderung des jüdischen Volkes nach Babylon, die sechste von dieser Auswanderung bis Jesus Christus. Auf diese sechs Zeitalter aber weisen die sechs steinernen Wasserkrüge hin: das Wasser (fährt er fort) ist in der heiligen Schrift das Symbol (Sinnbild) der göttlichen Offenbarungen, der Weissagungen; und gleichwie nun diese Weissagungen und diese Offenbarungen nie in den verschiedenen Zeitaltern der Welt gefehlt haben, so bedeuten die sechs Wasserkrüge deutlich die sechs Zeitalter der Welt, in denen die Offenbarung und die Weissagung nie gefehlt haben.

Diese Wasserkrüge nun, — so wird vom Evangelisten hinzugefügt — standen da, um für die vorgeschriebenen Reinigungen der Juden zu dienen. Auch dieser Umstand ist aus einem guten Grunde angeführt, weil die Schriften des Alten Testaments, in den Wassern dieser Gefäße versinnbildet, dem jüdischen Volke von Gott anvertraut worden waren, damit sie ihm zur Reinigung (zum

Sirchskalender.

Sonntag, 19. Januar. Zweiter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. Fest vom hl. Namen Jesu. Kanutus, König. Evangelium nach dem hl. Johannes 2, 1-11. Epistel: Römer 12, 6-16. St. Andreas: Nachm. 3 Uhr Offizium der Männer-Sodalität. Nach der 4 Uhr Predigt Bruderschaft-Andacht vom guten Tode. Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. St. Martinus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Schulen an der Kronprinzen- u. an der Nachenerstraße, nachm. 1/4 Uhr Andacht u. Ansprache für die Marian. Männer-Sodalität. Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 7/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachm. 4 Uhr Festpredigt, darnach Andacht u. feierl. Umzug durch die Kirche.  
 Montag, 20. Januar. Fabianus u. Sebastianus, Mär. St. Andreas: Mgs. 7/10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Bruderschaft.  
 Dienstag, 21. Januar. Agnes, Martyrin.  
 Mittwoch, 22. Januar. Anastasius, Martyrer. Vincenz, Martyrer. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Segensandacht zu Ehren des hl. Joseph.  
 Donnerstag, 24. Januar. Maria Vermählung.  
 Freitag, 24. Januar. Timotheus, Bischof und Martyrer. St. Andreas: Zweiter Kaverius-Freitag. Morgens 7/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr And. m. Pred., 7/1 Uhr Sühneandacht.  
 Samstag, 25. Januar. Pauli Bekehrung.

Helle) dienten. Wenn nun diese Krüge auf Befehl Jesu gefüllt würden, so bedeutet dies, daß die ganze Schrift des Alten Testaments eben diesen Sohn Gottes zum Urheber hat.

Aber Jesus Christus ist nicht nur der Urheber, sondern auch die Hauptperson der heiligen Schriften, da Alles in ihnen sich zuletzt auf Ihn bezieht, da immer von Ihm und durch und für Ihn geredet wird: „Christus ist des Gesetzes Ende“ (Röm. 10). Die sechs, auf Seinen Befehl angefüllten Gefäße sind also die Schriften der sechs verschiedenen Zeitalter der Welt, die von Ihm „ausgefüllt“ wurden und ohne Ihn leer und eitel wären. Obwohl aber die Schriften des Alten Testaments voll von Jesus Christus waren, so wurde dieser doch nicht deutlich darin erkannt: sie waren eben das Wasser, das gewissermaßen den Wein schon in sich enthält, der (im Weinstock) aus ihm gebildet wird, — aber vorerst dem menschlichen Auge verborgen. Durch Jesus Christus Selbst konnte erst das erfüllt werden, was von Ihm geschrieben stand; es sinnbildlich also die Gefäße, die auf Jesu Befehl bis oben angefüllt wurden, die Weissagungen, die allein in Christus erfüllt wurden und den letzten Grad ihrer Vollendung erreichten: das Wunder der Verwandlung des Wassers in den Wein aber stellt uns im Bilde alle Geheimnisse der Erlösung vor, welche die Propheten vorausgesagt, und die Jesus Christus zur vollen Wirklichkeit bringen sollte.

Das Wasser (fährt St. Augustin fort) ist ein kaltes und unschmackhaftes Element. Was ist nun aber unschmackhafter und felsamer, als die Bücher der Propheten, wenn nicht Jesus Christus daraus erkannt, darin wahrgenommen wird? Deshalb entstellen es die Juden, welche nicht Jesum Christum in diesem göttlichen Buche wahrnehmen, durch plumpe und unwürdige Erklärungen; sie haben es in der Hand, ohne es zu kennen; sie lesen es, ohne es zu verstehen; sie verehren es, ohne es zu lieben. Das heißt aber: sie trinken von (dem Wasser) dieser Weisheit des ewigen Heils, ohne Geschmack davon zu haben, ohne Kraft und Freude davon zu erhalten. Hat man aber Jesum Christum vor Augen, so wie verändert sich die Natur dieser heiligen Schriften! Sie werden nicht nur schmackhaft, sondern sie heranschen auch auf eine heilige Weise die Seele mit einer geistlichen Freude.

Was nun der Herr durch das heutige Wunder vorbildlich in Kana that, erfüllte Er nach Seiner Auferstehung wirklich: Er „verwandelte das Wasser in Wein“, als Er den Geist der Jünger erleuchtete und ihnen das wahre Verständnis der Schrift gab (Luk. 24, 45), worauf das schmackhaft zu werden begann, was unschmackhaft war, und das fähig wurde, mit gnadenvoller Kraft zu heranschen, was vorher die Seele kalt und gleichgültig gelassen.

Die Diener aber, denen Jesus befahl, aus den Krügen das Wasser zu schöpfen, das bereits in Wien verwandelt worden war, bedeuten nach dem hl. Augustin die Priester der Kirche, die bestimmt sind, die Geheimnisse Gottes zu verwalten, namentlich insofern sie die Schrift im geistigen Sinne auslegen. An und für sich reden sie ja, wie der hl. Paulus sagt, nur eine menschliche, unwirksame Sprache — sobald aber Christus (durch Seine Kirche) sie sendet, so verwandelt sich ihr Wort bei der Erklärung des Evangeliums in einen geheimnisvollen Wein, der den Geist lieblich heranscht, das Herz stärkt und die Seelen bekehrt. —

Doch für heute genug! Wie sind doch die Kirchenbäter, lieber Leser, von der Erhabenheit der heiligen Evangelien durchdrungen, daß sie in einem anscheinend so einfachen Wunder so große und die Seele wahrhaft erquickende Geheimnisse aufzufinden wissen, an denen die Kinder der Kirche seit so vielen Jahrhunderten sich erheben und erbauen dürfen! Möge auch unsere Seele etwas von ihrem demüthigen Glauben, ihrer kindlichen Einfalt und Gottesliebe durchdringen! 8.

## Drahtlose Telegraphie quer über das Weltmeer.

Der größte technische Fortschritt des Jahres 1901.

Von Dr. Kurt Rudolf Kreuzhauer.

Das Jahr 1901 ist nicht zu Ende gegangen, ohne auf technischem Gebiete noch in den letzten Tagen die Vervollkommnung einer Erfindung zu zeitigen, welche von sachmännischer Seite als eine kulturhistorische Errungenschaft ersten Ranges bezeichnet werden muß. Der vielgenannte italienische Erfinder Marconi hat jetzt die vor wenigen Jahren von ihm entdeckte und ausgearbeitete Telegraphie ohne Draht in ungeahnter Weise vervollkommenet, da es gelang, quer über den atlantischen Ozean das verabredete Zeichen auf freien elektrischen Wellen herüberzugeben. Noch vor wenigen Wochen mußte das jetzt von ihm geleistete, wenn auch nicht für unmöglich, so doch für im höchsten Grade aussichtslos gelten, während jetzt die Zweifel an dem Gelingen der hochfliegenden Hoffnungen vor der Realität der Thatsachen verstummen müssen.

Es ist im Publikum wenig bekannt, daß auch die Erfindung der Telegraphie ohne Draht keineswegs als reife Frucht dem ersten, der sich damit ernstlich versuchte, in den Schoß gefallen ist. Bevor Marconi das Problem in befriedigender Weise löste, hatten schon Willoughby Smith, Granville, Edison und manche andere an dieser Aufgabe gearbeitet, und auch das kaiserlich deutsche Telegraphen-Ingenieur-Bureau hat schon im Jahre 1896 mit Hilfe der elektrischen Induktion Verständigungen bis zu einer Entfernung von 18 Kilometer erzielt.

Der von Marconi erzielte Fortschritt beruhte darauf, daß er zum Telegraphieren ohne Draht sich der von dem Bonner Elektriker Herz erfundenen elektrischen Wellen von hoher Schwingungszahl (250 Millionen Wellen in einer Sekunde) bediente und diese elektrischen Wellen, damit sie eine weite Wegstrecke überwinden konnten, von jungen Antennen ausjandte, die nichts anderes sind als senkrecht hängende Drähte, welche an einem hohen Mastbaum hoch in der Luft befestigt sind, oder durch einen Flugdrachen oder einen kleinen Luftballon nach Bedürfnis hoch in die Lüfte gehoben werden. Marconi nahm nun anfangs an, daß die Strecke, über die hinweg man ohne Draht telegraphieren könne, im geraden Verhältnis zu der Länge der Antennen stehe, ohne daß er für dasselbe ein allgemein gültiges physikalisches Gesetz angeben konnte. Die Folge davon war, daß man zu immer gigantischeren Sendeparaten gelangte; nach Experimenten, welche auf freier See vorgenommen wurden, hielt man sich zu dem Schluß berechtigt, daß das fünfshundertfache der Antennenslänge die größte erreichbare Entfernung für das wirkliche Telegraphieren sei, und so kam man zu dem Resultat, daß zur Ueberwindung der 1700 englische Meilen = 2700 Kilometer langen Meeresstrecke von Pencoese bei Kap Landsend in Cornwallis bis nach St. John in Canada Antennen notwendig wären, welche eine Länge von über 5000 Meter haben müßten. An der Möglichkeit, solche Antennen, hinter denen die Höhe des Mont Blanc noch um 200 Meter zurückbleibt, in die Luft zu heben, scheiterten alle Hoffnungen auf eine transozeanische Verständigung, und man begnügte sich damit, die geniale Erfindung für kürzere Strecken praktisch zu verwerten.

Marconi selber erkannte jedoch bald (und andere bestätigten dies), daß das Gesetz der Antennen überhaupt nicht in dieser Allgemeinheit gültig sei. Es stellte sich heraus, daß ein verhältnismäßig kurzer Sendedraht über einer Wasserfläche auf viel weitere Entfernungen wirksam ist, als ein bedeutend längerer, mit dem man über eine von Wäldern, Hügeln, Bergen, Gebäuden und anderen Unebenheiten bedeckte Landschaft telegraphiert. Ebenso war die senkrechte Lage der Antennen keine unbedingte Notwendigkeit. Dagegen

zeigte es sich, daß die Positionierung des ganzen Sendeparates auf hochgelegenen Punkten der Ueberwindung großer Entfernungen förderlich war, und daß letztere besonders von der gesteigerten Energie der elektrischen Wellen abhängig ist.

Trotz alledem herrschen nach den kurzen, bisher eingetroffenen Mitteilungen über die technischen Einzelheiten der letzten so erfolgreichen Marconischen Versuche noch viele Unklarheiten, und die Fachwelt wird sich behufs eines klaren Verstehens bis zum Eintreffen genauer Berichte gedulden müssen. Wieso jedoch so glänzende Resultate möglich waren, wird dem Laien vielleicht an der Hand der nachfolgenden Betrachtung über den elektrischen Zustand der die Erde umgebenden Luftschicht etwas klarer werden.

Daß die Erde eine mit Elektrizität geladene Kugel ist, dürfte jeder schon von der Schule her wissen, als ihm die Erklärung über die Wirkungsweise der Magnethäute gegeben wurde. Aber auch die Atmosphäre ist der Sitz der lebhaftesten elektrischen Vorgänge und man kann sich die erstere in eine große Reihe von einander umschließenden Kugelschalen zerlegt denken, von denen jede höhere die nächst tiefere samt der Erde einschließt. Innerhalb jeder einzelnen herrscht ein anderes Potential, d. h. eine andere Arbeitsfähigkeit, die elektrischen Wellen fortzupflanzen, während natürlich in den einzelnen Teilen einer und derselben Kugelschale das Potential das gleiche ist. Während nun über große Ebenen und Meeresflächen diese Kugelschalen, welche man auch Niveaulächen nennt, annähernd mit mathematischer Regelmäßigkeit in bestimmten Abständen übereinander gelagert sind, liegen sie auf hochgelegenen Punkten einer unregelmäßig gestalteten Landschaft, auf Bergspitzen, Kirchturm-Mastspitzen usw. dicht übereinander, und sind überhaupt vielfachen Unregelmäßigkeiten unterworfen, welche sich als Hemmnisse den sich ausbreitenden elektrischen Wellen entgegenstellen und diese dämpfen, zersplittern, auffangen und reflektieren. Höhere Luftschichten haben nun auch im allgemeinen höheres Potential, und es ist deswegen ohne weiteres verständlich, daß zwischen zwei hochgelegenen Punkten zu beiden Seiten einer Meeresfläche unvergleichlich viel bessere Vorbedingungen für eine Telegraphie ohne Draht herrschen, als im Binnenlande. Eine von den hohen Kreideseiten der englischen Steilküste abgeandte elektrische Welle eilt sonach nicht in gerader Linie oder Ebene, sondern in der Krümmung derjenigen Kugelschale fort, welche der Höhe des Absendeapparates über dem Erdboden entspricht, und zwar ist die Entladungsgeschwindigkeit und das Leitungsvermögen um so größer, in je größerer Höhe sich der Sender befindet.

Allen diesen Vorbedingungen war bei den jüngsten Marconischen Versuchen aufs Beste Genüge geleistet. Es müssen aber außerdem noch besonders empfindliche Empfangsapparate in Thätigkeit gewesen sein; und daß ausnahmsweise günstige atmosphärische Verhältnisse dem Gelingen gewaltigen Vorschub leisteten, geht schon daraus hervor, daß Marconi seine Versuche nicht nur, um in Cornwallis eine neue und stärkere Station zu bauen, sondern auch wegen des Eintritts von schlechtem Wetter abbrach.

Jedenfalls steht so viel fest, daß, als an dem von Marconi vor seiner Abreise von Europa vereinbarten Tage die englische Station zu sprechen anfing, jenseits des Ozeans in Canada der verabredete Buchstabe S sehr deutlich vom Empfänger in Morsezeichen aufgeschrieben wurde, ein Versuch, der auch an den nächsten Tagen mit Erfolg wiederholt wurde. Eine internationale Kabelgesellschaft, die sich begreiflicher Weise durch Marconis Erfolge aufs Höchste beunruhigt fühlt, setzt auch bereits alle gesetzlichen Handhaben in Bewegung, um dem Erfinder die Fortsetzung der Versuche auf canadischem Boden zu verbieten, was natürlich nur die Folge haben kann, daß diese auf anderem Boden wieder-

holt werden, wo der Egoismus der Gesellschaft ohnmächtig ist.

Mag bis zur praktischen Verwertung der Erfindung für den transoceanischen telegraphischen Verkehr auch immerhin noch ziemliche Zeit vergehen, so kann man doch ihre Tragweite kaum überschätzen, und Marconi hat Recht, wenn er sich in berechtigtem Stolze dahin äußert, daß seine Erfindung für die ganze Menschheit ein hohes Weihnachtsgeschenk bedeute.

Inzwischen hat auch die Indienststellung der Telegraphie ohne Draht für den öffentlichen Verkehr erfreuliche Fortschritte gemacht. In den Sumpfgenden des Peiho, die im vergangenen Jahre der Schauplatz der chinesischen Unruhen waren, funktioniert sie als Zwischenglied der Telegraphenstrecke Tientsin-Peking. Eine bedeutende Anzahl Stationen befindet sich im Gebiete des Kongostaates und im Sandwicharchipel sind Hilo, Honolulu und Lanai in dieser Weise mit einander verbunden. Die eigentliche Domäne der Erfindung sind jedoch die Schiffsstationen, wie Vorkum, ferner Leuchttürme und Marine-Signalfunktionen. So ist z. B. der Rotherland-Leuchtturm an der Wesermündung mit dem Kaiserdock in Bremerhaven, Cuxhaven mit den Feuerschiffen der Elbmündung und mit Helgoland auf diese Weise in Verbindung gesetzt. Sturmwarnungsstationen an den Meeresküsten werden in steigender Anzahl mit den notwendigen Apparaten zur ununterbrochenen Abgabe von Wetterwarnungen an die außer Sichtweite oder bei nebligem Wetter vorbeifahrenden Schiffe eingerichtet und ebenso ist bereits ein großer Teil der Kriegsschiffe unserer deutschen und fremden Marinen entsprechend montiert. Die längste im Betrieb befindliche Linie funktioniert zu Zeit auf der Strecke von Cap Lizard in Cornwallis nach St. Chaterines Point, auf der Insel Wight, wo eine Wasserstrecke von 300 Kilometer zu überwinden ist. Am originellsten ist aber die Einrichtung von Marconistationen auf den zwischen Ostende und Dover verkehrenden Postdampfern, welche dadurch in dauernder Verbindung mit ihren Ausgangshäfen bleiben. Es liegt nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß durch Schaffung besonders kräftiger Stationen auf den überseeischen Schnelldampfern auch diese auf ihrer langen Fahrt über den Atlantischen Ocean in die Lage gesetzt werden können, mit dem Festlande zu sprechen. Die vieltägige Abgeschlossenheit von den Weltereignissen, welche in unserer anspruchsvollen Gegenwart von den Schiffspassagieren unangenehm empfunden wird, dürfte damit ihr Ende erreichen und der Reisende auch mitten auf dem Ocean im Kontakt mit der übrigen Menschheit bleiben.

Unabsehbar sind endlich die Folgen für einen Zukunftskrieg zur See. Während früher manche stolze Flotte vernichtet worden ist, weil man sie vom Heimatlande aus nicht vor dem Herannahen eines übermächtigen Feindes warnen konnte, eröffnet sich jetzt die Möglichkeit, das heimische Geschwader, auch wenn man dessen Aufenthaltsort nicht genau kennt, mit allen wünschenswerten Nachrichten zu versehen, so daß es entweder Zeit zu seiner eigenen Rettung gewinnen oder an einen wichtigen Punkt dirigiert werden kann, wo es momentan von unberechenbarem Nutzen ist.

### Sine wackere Chat.

Erzählung von Dr. Kurt Abel.

Das Feuer in dem umfangreichen Kamin stieg und fiel im Einklang mit dem Regen, der draußen herabströmte und, getragen von dem brossenden Ostwinde, der mit seinen starken Armen die plumpe Wohnung der Holzfüßer schüttelte, an das Blockhaus anschlug. Dann und wann kamen grimme Windstöße den weiten Schlund des Kamins herab und kämpften mit den roten Flammen.

Der rote Feuerschein fiel, während er in dem Raume umhertanzte, auf eine Anzahl

von etwa zwanzig Männern von rauhem Aussehen, welche diesen ganzen Winter die großen Holzstämme an dem Ufer des Flusses aufgeschichtet, der in kurzer Entfernung von dem Blockhaus vorüberströmte und dessen weitenweit sich durch den Wald schlängelnde Fluten sich später mit den klar durchsichtigen Bogen des Penobscot mischten.

Die Winterarbeit im Walde war beendet und der jetzt draußen fallende Regen verkündete, daß am nächstfolgenden Morgen die nicht minder schwere Arbeit am Fluß beginnen würde, denn die gefällten Bäume waren bestimmt, auf dem Fluße nach den viele Meilen weit entfernten, nahe dem Ozean gelegenen Sägemühlen gestößt zu werden.

Wir haben gesagt, es seien etwa zwanzig Männer von rauhem Aussehen da gewesen; wir müssen jedoch zwei davon ausnehmen, weil auf diese die von uns gebrauchte Bezeichnung nicht paßt. Allerdings war ihre Kleidung von ebenso groben und dicken Stoffen wie die ihrer Kameraden, aber dabei zugleich ganz und sauber und beriet, daß sie mit den großen Holzflößen draußen noch nicht in beschimpfende Berührung gekommen war.

Hätte nicht schon dies bewiesen, daß diese beiden Männer nicht an schwere Arbeit gewöhnt waren, so hätten auch ihre sauberen Gesichter und frauenhaft weißen, weichen Hände den Beweis hierfür geliefert.

Ohne uns auf weitere Einzelheiten einzulassen, wollen wir erwähnen, daß sie zwei Jahre lang eine Universität besucht, aus Mangel an Mitteln aber dieselbe wieder verlassen hatten, um sich durch Handarbeit so viel Geld zu erwerben, als sie brauchten, um ihre Studien zu beenden.

Sie waren Brüder und hießen John und Edward Stach. Der Holzlieferant, bei welchem sie sich um Arbeit beworben, hatte, da er sie als thatkräftige junge Leute kannte, sich bereit erklärt, sie zu beschäftigen und ihnen aufgetragen, sich bei seinem Aufseher Jim Chamberlain zu melden, was sie auch gethan.

Einen Augenblick lang betrachtete Jim Chamberlain die ihm entgegengetretenen weißen Hände mit fast verächtlichem Blick und berechnete, wie lange es wohl, nachdem sie mit dem Flößhaken in Berührung gekommen wären, dauern würde, ehe sie über und über mit Blasen bedeckt wären. Ein anderweiter Blick aber auf die kräftigen Gestalten und breiten Schultern der jungen Männer bewog ihn, seine Ansicht von ihrer Leistungsfähigkeit ein wenig zu modifizieren. Die etwas sarkastische Antwort, die ihm schon auf den Lippen schwebte, verwandelte sich in eine höfliche Entgegnung und er machte die beiden Brüder sodann in kurzer, schlichter Weise mit einigen der umstehenden Männer als ihren Kameraden bekannt.

Unter diesen, welche derselben Meinung waren, die Chamberlain auf den ersten Blick gefaßt, fielen mehrere Bemerkungen, welche für die jungen Männer nichts weniger als schmeichelhaft waren, und mehr als einmal glühten ihre Wangen dunkelrot, weil sie glaubten, diese Bemerkungen hätten ausdrücklich den Zweck, sie zu beleidigen und zu verlegen.

Ganz besonders vermuteten sie dies von einem gewissen Sam Robson, einem anerkannten Kaufbold, der während des Winters mehr als einmal sich seine sämtlichen Kameraden zu Feinden gemacht. Es hatten deshalb auch schon mehrere Faustkämpfe stattgefunden, aus welchen Sam aber infolge seiner riesigen Körperkräfte allemal als Sieger hervorgegangen war.

Seine Kameraden glaubten deshalb, da es kein anderes Mittel gab, es werde am besten sein, wenn man seinen Bemerkungen keinerlei Beachtung schenke, und man ließ ihn nach Herzenslust schimpfen, so viel er wollte, ohne Notiz davon zu nehmen.

Chamberlain, der Aufseher, war mehr als einmal nahe daran gewesen, den Störenfried abzulohnen und fortzuschicken, die guten

Dienste aber, welche Sam leistete, hatten ihn immer noch davon zurückgehalten. Stark wie ein Bibe und ebenso furchtlos in Gefahr wäre Sam nicht so leicht zu erschrecken gewesen. Gab es eine gefährliche Stelle im Walde oder am Fluße, so war Sam stets sofort bereit, dorthin zu gehen. Er schien die Gefahr förmlich herauszufordern, um zu zeigen, daß er mehr Mut besitze als seine Kameraden. Dieser Charakterzug machte ihn Chamberlain fast unschätzbar.

Der Neckereien mit seinen alten Kameraden überdrüssig, begrüßte Sam die Ankunft der jungen Studenten mit großem Vergnügen, und während des ganzen Nachmittags und Abends waren sie die Zielscheibe seiner plumphen Spässe und Witze.

„Wenn es die ganze Nacht so fortregnet,“ sagte endlich einer der Männer, „so werden wir bis morgen Wasser genug haben. Hört nur, wie es gießt!“

Seine Kameraden schwiegen, um auf den Sturm zu horchen, der wie ein Dämon durch den Wald raste.

„Ich hoffe, daß morgen das Wasser hoch genug ist, um die Stämme glatt über den Totenfall zu führen,“ sagte einer der Männer. „Vor dieser Stelle habe ich Respekt, seitdem Billy Brown darüber ging, um nie wieder zum Vorschein zu kommen.“

„Die Arbeit ist wohl dort sehr gefährlich?“ fragte John Stach den Mann, der diese Bemerkung gemacht hatte.

„Ja, gefährlich für Schulbuben und alte Weiber!“ rief Robson, ehe sein Kamerad den Mund zu einer höflichen Antwort öffnen konnte. „Sagt, warum habt Ihr nicht Eure Bücher mitgebracht? Hier hättet Ihr vielleicht Gelegenheit, dann und wann ein wenig zu studieren,“ setzte er mit rohem Gelächter hinzu.

Das Gesicht des jungen Mannes ward bei diesen beleidigenden Worten dunkelrot bis in die Stirn hinauf. Einige Sekunden lang zögerte er zu antworten, denn er wollte den rohen Gesellen anfänglich gar keiner Entgegnung würdigen. Da er aber sah, daß Aller Augen auf ihn geheftet waren, so sagte er in ruhigem Tone:

„Allerdings wünsche ich beinahe selbst, daß ich meine Bücher mitgebracht hätte; vielleicht hätte ich dann Manchen, dem es in dieser Beziehung fehlt, lehren können, was sich für anständige Leute schickt.“

Robson stieß einen fürchterlichen Fluch aus und sprang auf.

„Meint Ihr mich damit?“ rief er mit wutheiserer Stimme.

„Wen es juckt, der frage sich,“ bemerkte der junge Mann ruhig.

Ein lautes Gelächter auf Kosten des Kaufboldes hallte durch das Blockhaus und dann ward Alles totenstill. Noch nie zuvor war Robson auf diese Weise geantwortet worden und Alle wußten, daß, wenn der junge Mann die Worte, die er gesprochen, nicht zurücknahm, ein Kampf unvermeidlich war.

Robsons Mut war fürchterlich, während er aufstand und Stach gegenübertrat.

„Gleich nehmt Eure Worte zurück oder ich schlage Euch windelweich!“ rief er, indem er seine riesige geballte Faust drohend gegen den jungen Mann ausstreckte, der sich ganz kaltblütig ebenfalls erhoben hatte.

„Nimmermehr!“ rief der junge Student in festem Tone und schickte sich zugleich an, sich zur Wehr zu setzen.

„Na, da hast Du Eins!“ rief Robson und führte nach dem Kopfe des jungen Mannes einen Streich mit solcher Gewalt, daß er ihn, wenn er ihn getroffen hätte, sofort zu Boden gestreckt haben würde.

Durch eine geschickte Bewegung aber wich John Stach aus und verfehlte dann mit Bligheschnelle seinem Gegner einen Faustschlag zwischen die Augen, so daß er beinahe in das Kaminfeuer getaumelt wäre.

Einige Sekunden lang waren die Holzflößer vor Erstarrten ganz stumm und starr, dann aber erhoben sie ein Jubelgeschrei, wel-

ches selbst den draußen rasenden Sturm ruhig zu machen schien, denn er schwieg plötzlich, wie um zu hören, was in dem Blockhaus vorging.

Ob schon Robson infolge des gewaltigen Schlags nicht imstande gewesen war, sich auf den Füßen zu halten, so war er doch nicht im mindesten betäubt, sondern raffte sich sofort wieder auf, um den Kampf zu erneuern. Gerade in diesem Moment aber hörte man den Schall von Hufschlägen draußen und Chamberlain rief: „Jetzt haltet Ruhe, Leute! Ihr könnt Euren Streit ein ander Mal ausfechten. Die Besitzer des Bauholzes sind da und ich wünsche, daß Ihr, so lange dieselben bei uns sind, Euch anständig betragt.“

Die beiden Gegner setzten sich, ob schon Robson es mit Widerstreben that, und einen Augenblick später traten zwei Männer, die Eigentümer des gefällten Bauholzes, in das Blockhaus.

Natürlich ward von dem Streit weder an diesem, noch am nächstfolgenden Tage etwas erwähnt, wo die beiden Bauholzspekulanten sich wieder entfernten. Der Regenschirm war vorüber und alle waren emsig beschäftigt, die gefällten Baumstämme in den Fluß zu rollen, der zum Flößen gerade die rechte Höhe hatte. Dabei ward jedoch allgemein angenommen, daß der Kampf zwischen Robson und John Stacy diesen Abend, wenn die Arbeit des Tages beendet war, ausgefochten werden würde.

Etwa vier englische Meilen weiter flussabwärts befand sich eine Stelle, die unter dem Namen der „Totenfall“ bekannt war, und wo das Wasser über einen fünfzig Fuß hohen steilen Felsen hinabstürzte. Der Name dieses Wasserfalles hatte seinen Grund in der Thatsache, daß drei Jahre nach einander beim Frühjahrsflößen ein Mann hier ums Leben gekommen war, und es war daher kein Wunder, daß dieser Ort bei den Holzfällern in üblem Rufe stand.

Von dem Rande des Wasserfalles erhob sich zu beiden Seiten eine zackige, ungefähr dreißig Fuß hohe Klippe und das Bett des Flusses war mit im Laufe der Zeiten abgebröckelten Felsblöcken besät. Einige davon lagen unsichtbar unter dem Wasserpiegel, während andere ihre schwarzen Köpfe darüber hervorragten ließen, ausgenommen zur Zeit eines ungewöhnlich hohen Wasserstandes, wo sie dann ebenfalls verborgen waren, ihre Gegenwart aber durch das schäumende, strudelnde Wasser verrieten.

Die schlimmsten dieser Felsblöcke lagen an dem äußersten Rande des Wasserfalles und waren nur selten vom Wasser bedeckt. Eben beim Bemühen, hier sitzen gebliebene Bauholzstämme flott zu machen und über den Fall hinunter zu bringen, hatten die vorhin erwähnten Arbeiter das Leben eingebüßt.

Chamberlain zweifelte noch, ob das Wasser hoch genug wäre, um die Bauholzstämme glatt über den Fall hinunter zu bringen. Gegen Mittag hatte er deshalb einen Mann flussabwärts geschickt, welcher gegen drei Uhr mit der Meldung zurückkehrte, daß am äußersten Rande des Wasserfalles sich ein großer „Schuß“ gebildet habe, oder, mit anderen Worten, eine Stöckung entstanden sei.

Der Mann hatte diese Meldung nicht sobald gemacht, als Chamberlain seinen Leuten befahl, die Arbeit einzustellen, sich mit starken Tauen, Flößhaken und Aexten zu versehen und mit ihm nach dem Totenfall aufzubrechen — ein Befehl, welchem natürlich gehorcht ward, ob schon von Mehreren nur mit Widerstreben.

Die Sonne stand schon tief am Himmel, als die Flößer an dem Fall anlangten, und sie blickten mit heimlichem Grauen von der felsigen Uferhöhe hinab auf das Schauspiel, welches sich unter ihnen dem Auge darbot.

Ganz am äußersten Rande des Falls lagen die Bauholzstämme zehn bis fünfzehn Fuß hoch fest, während das Wasser sich unter und

zwischen ihnen mit donnerndem Getöse Bahn brach. Den Fluß hinauf, so weit das Auge reichte, war ein Stillstand in der Flöße eingetreten, während die Fluten zischend und brüllend zwischen den Stämmen emporströmten. Es war ein Schauspiel, wohl geeignet, selbst das mutigste Herz erbeben zu machen.

Die Flößer wußten, daß diese ganze ungeheure vorwärts drängende Masse von einem einzigen Baumstamm festgehalten ward und daß, wenn dieser ausfindig gemacht und beseitigt werden könnte, die übrigen dann sofort den Fall mit einer Gewalt hinabstürzen würden, welcher, infolge der dann gebrochenen Stauung nichts widerstehen könnte.

Um diesen Stamm zu finden, ward einer der Arbeiter nach dem andern an Tauen auf den „Schuß“ hinabgelassen und das Suchen begann. Dasselbe war nicht von langer Dauer. Man fand den betreffenden Stamm sehr bald und gewann die Ansicht, daß es durchaus notwendig sei, denselben in der Mitte durchzulassen.

Nachdem man hierüber ins Klare gekommen, lehrte der ganze Trupp mittels der Tause, an welchen man sich herabgelassen, wieder auf die Uferhöhe hinauf zurück.

Als die Flößer hier wieder beisammen standen, ward von keinem ein Wort gesprochen. Sie sahen einander an und warteten auf die Worte, welche, wie sie wußten, Chamberlain sprechen würde.

„Jungens“, sagte er, „dieser Schuß muß beseitigt werden und es werden nur zwei Mann dazu gehören, um dies auszuführen. Sie sollen dann jeder zehn Dollar dafür bekommen. Wer von Euch unternimmt das Werk?“

Einige Sekunden lang herrschte Schweigen, dann trat Sam Robson vor.

„Ich bin der Erste, der es unternimmt“, sagte er.

„Und ich der Zweite“, sagte John Stacy, indem er sich neben Robson stellte.

„Ihr seid ein Neuling und kennt nicht die Gefahr, welcher Ihr Euch aussetzt, wenn Ihr Euch auf den Schuß wagt. Es ist meine Pflicht, Euch zu warnen“, sagte Chamberlain in eindringendem Tone.

„Jawohl, dieser junge Mensch taugt nicht zu so etwas“, sagte Sam, indem er den neben ihm stehenden jungen Mann mit verächtlichem Blicke maß.

Er hatte ihm die von ihm am Abend vorher erprobte Demüthigung und teilweise Niederlage noch nicht verziehen, sondern wartete ungeduldig auf eine Gelegenheit, ihn zu züchtigen, ob schon die übrigen Arbeiter nach dem Bröckchen, welches sie von der Vorgeschiedlichkeit seines Gegners gesehen, bezweifelten, daß er dies zu thun imstande sein werde.

„Macht Euch samt und sonders meiner wegen keine Sorge“, antwortete John Stacy. „Ich weiß recht wohl, was ich thun will, und ebenso weiß ich auch, daß die Gefahr da drunten nicht klein ist, aber ich fürchte mich nicht davor.“

Mit diesen Worten schritt der junge Mann nach dem Tau, welches von der Uferhöhe auf den Fluß hinabbaumelte.

Chamberlain sah den jungen Mann aufmerksam an und widersetzte sich, nachdem derselbe ausgerebet, seinem Vorhaben nicht weiter.

Robson ließ sich zuerst hinunter und betrachtete, wie man sich leicht denken kann, mit eben nicht freundlichem Blicke seinen Kameraden, der mit ein paar Flößhaken dicht hinter ihm folgte, während er selbst eine Axt trug.

Die beiden Männer kletterten bis zu der Stelle, wo der die Stauung verursachende Stamm zwischen den Felsen eingeklemmt lag. Es dauerte nicht lange, so schlug der Schall der Axtthiebe, welche Robsons starke Hände gegen die Mitte des Stammes führten, an das Ohr der auf der Uferhöhe stehenden Gruppe.

Die Flößhaken, welche John Stacy mitge-

bracht, um damit die Stelle des Stammes zu bezeichnen, wo derselbe zerhauen werden mußte, waren nicht nötig, denn ehe noch die Axtthiebe bis in das innerste Mark des Stammes eingedrungen waren, brach derselbe mit lautem Krachen entzwei und die ungeheure Laubholz- und Wassermasse begann sich, anfangs langsam, dann mit immer größerer Schnelligkeit, über den Rand des Abgrunds zu bewegen.

Krachend und brüllend thaten die gewaltigen Stämme einer nach dem andern den furchtbaren Sprung und die beiden Männer eilten nun nach dem Ufer zu, wo von starken Händen gehaltene Tause bereit waren, sie auf sichern Boden hinaufzubringen. Es bedurfte der größten Gewandtheit, um auf dem schwimmenden wirbelnden Bauholz Fuß zu fassen, und die Zuschauer sahen mit Erstaunen, wie flink John Stacy von Stamm zu Stamm sprang, während Robson, der bis jetzt für den gewandtesten Fußgänger auf einem sich in Bewegung befindenden Schuß gegolten, hinter ihm zurück blieb.

John Stacy hatte beinahe die Uferwand erreicht, als ein Schrei hinter ihm, welcher das Brüllen des Wassers übertönte, ihn bewegte, Halt zu machen. Als er sich umdrehte, sah er zu seinem Entsetzen, daß Robson zwischen zwei Stämmen ausgeglitten war, die sich sofort wieder aneinander angeschlossen und seine Füße wie in einer eisernen Schraube festhielten. Sein Angstschrei ward von den auf der Uferhöhe stehenden zurückgegeben. John Stacy aber gab keinen Laut von sich, während er, ohne an seine eigene Sicherheit zu denken, zu seinen eingeklemmten Kameraden zurücksprang und mit seinem Flößhaken die beiden Baumstämme von einander zu schieben sich bemühte.

Seine Anstrengungen waren vergebens. Die beiden Baumstämme wurden durch die übrigen so fest an einander gedrängt, daß er sie nicht bewegen konnte, und schneller und immer schneller schwamm er mit seinem Unglücksgefährten dem furchtbaren Tode entgegen, der auf der Tiefe des Wasserfalles ihrer harnte.

„Um's Himmels willen, rettet Euch selbst!“ rief Robson. „Mir könnt Ihr nicht helfen. Mein Stündlein hat geschlagen. Sagt aber, daß Ihr mir mein schlechtes Benehmen gegen Euch vergebt. Sagt das und es wird mir dann nicht so schwer ankommen, mich von dem Rachen dort verschlingen zu lassen.“

Er zeigte, indem er dies sagte, mit der Hand auf den Wasserfall, dem sie sich immer rascher näherten.

„Ich verzeihe Euch von Herzen gern“, antwortete John Stacy, „aber verlassen werde ich Euch nicht. Da, jetzt weicht der eine Stamm ein wenig! Gott sei Dank! Eure Füße sind wieder frei.“

„Ja, aber ich kann nicht gehen!“ rief Robson, dessen Füße zerquetscht und zerschunden waren.

„Ich will sehen, ob ich Euch doch noch retten kann“, sagte John Stacy, hob mit einer Kraft, die ihm Niemand zugetraut hätte den des Gebrauchs seiner Füße beraubten Robson in seinen Armen empor und sprang mit ihm über die Bauholzstämme, welche infolge einer neuen, jedoch nur vorübergehenden Stauung sich gerade jetzt viel langsamer bewegten. Zur Freude Aller erreichte er die Tause und Beide wurden glücklich auf das Ufer hinaufgezogen.

Es dauerte viele Wochen, ehe Robson seine Arbeit wieder aufnehmen konnte, als er dies aber that, war er ein anderer Mensch und John Stacy's unverbrüchlicher Freund, so lange er lebte.

#### Auflösungen aus voriger Nummer:

Rätsel: Winter.

Charade: Drei Tausend Dukaten.

Logogryph: Liebe, Leib, Veil.

Straten-Rätsel: Ich weiß nicht was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.